

Neue Schweizer Lyrik

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

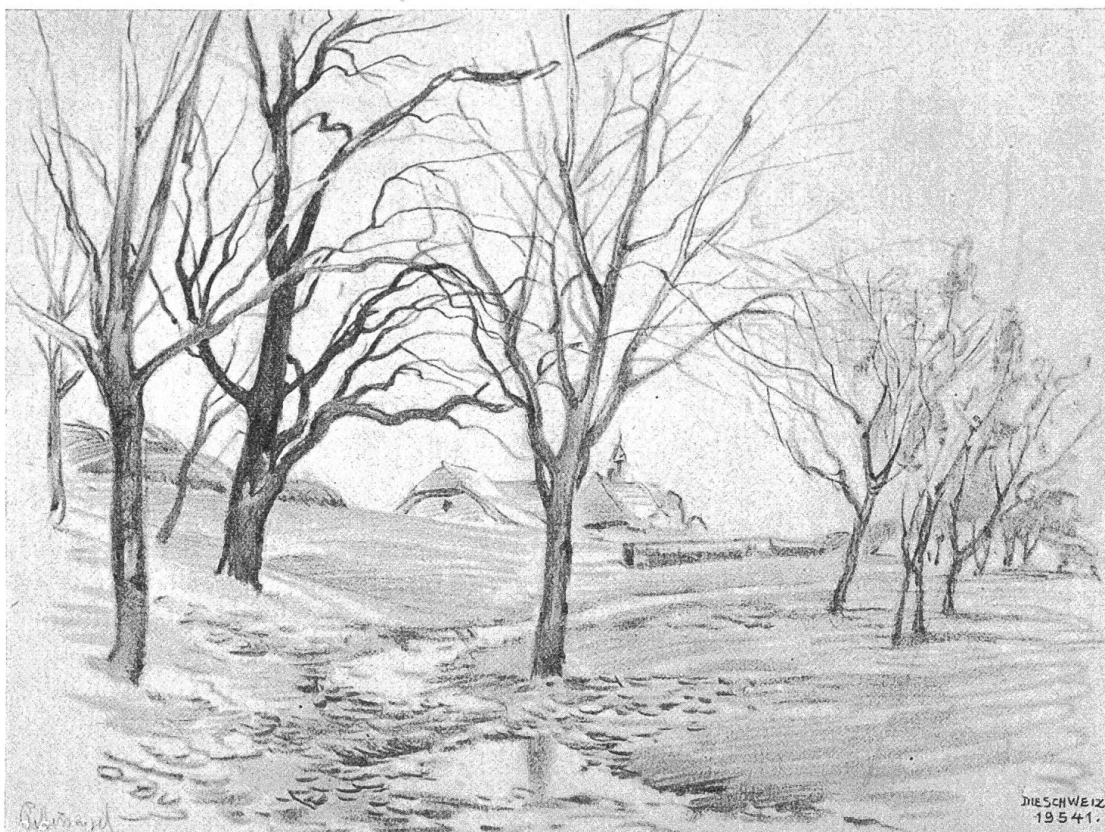
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Jeannette Gauchat (1871—1915).

Auf der Petersinsel. Bleistiftskizze.

meistern will, vielmehr sich bemüht, sie, die Ewige, zu erfassen und zu ergründen, sondern ihr Wesen war uns vertraut wie keines. Schließlich malt jeder sich selbst, und von dem, was in ihr lag, muß auch

etwas in uns andern schlummern. J. W. Widmann hatte wohl recht, wenn er in ihren Werken etwas Holländisches wiederzufinden glaubte. Von dorthier kam es uns, von der sanften, tiefen Mutter.

Dr. Louis Gauchat, Zürich.

Neue Schweizer Lyrik.

Ehe wir die reiche Liederernte ins Auge fassen, die uns auf heimatlichem Boden im Lauf des abgesehenen Jahres erblüht ist, sei zunächst ein Wort von einem Gedichtbuch gesagt, das uns noch 1914 beschert worden und das als eine eigenartige kleine Verheißung eine Sonderstellung im Reigen der übrigen Liederschöpfungen einnimmt. „Der Weg, ein Zyklus Gedichte“¹⁾ ist es betitelt, und Paul Kaegi, der Verfasser einer neuzeitlichen Bibeldichtung, hat es geschaffen. Sein knapp bemessener Inhalt birgt eine lyrische Entwicklungsreihe von den zwanziger zu den dreißiger Jahren, manches Stück von bedeutsamer Persönlichkeitsnote, Zeugnisse auch besonderer Eigenart

und Eigenwilligkeit, die es verschmähen, konventionellem Formzwang des Gestaltens ihren Tribut zu entrichten. Es sind Gedichte da, die auf ein künstlerisches Talent schließen lassen, das nur noch gewisser Klärung bedarf, andere, deren meisterliche Fassung und Konzentration schon die gute Stunde unbestreitbarer Dichterkraft bezeugen; zwei kleine Proben mögen es erweisen:

Weißer Wolke

Eine Wolke fuhr am blauen Himmel hin,
schimmerte silbern und beglückte meinen Sinn.
Sie schwamm — sich selbst genug und welkenweit —

ein leuchtend Feklein Himmelsfestigkeit.
Ich träume noch von ihrer lichten Ruh
— liebe weiße Wolke du!

oder

¹⁾ München, Delphin-Verlag, 1914.

Weg im Winter
 Flocken fallen
 weich und sacht.
 Ich geh dem Dorfe zu
 durch Winternacht.
 Dahinter liegen
 Lärm und Lust mir weit.
 Unhörbar gehe ich
 in Einsamkeit.
 Mein Leben seh ich so
 wie diese Flur:
 was alles kam und ging
 zog tiefe Spur.

Das sind die lichten und schlichten Zeugen einer poetischen Potenz, die nach Aussprache ringt und ihre Formgebung als Weihgeschenk in eigenen Händen trägt. Doch vereinzelt noch leuchten sie hervor aus einem Strauße ungleichartiger und ungleichwertiger Blumen- und Blattgewinde; aber sie blühen und glänzen, offenbaren und verheißten, und wir vertrauen auf die spätern lyrischen Wirkensstage dessen, der sie uns hat keimen und spritzen lassen!

Und nun ein Blick auf die reiche, fast überreiche Lyrik des Jahres 1915. Wir lassen, wie recht und billig, einem alten Bekannten und seinem jüngsten Liegebüchlein den gebührenden Vortritt. Noch ist es nicht allzu lange her, daß wir den letzten Gedichtband Hans Roellis an dieser Stelle anzeigen und würdigen durften, und schon liegt ein neues Heftchen „Verse“²⁾ des jungen Dichters vor uns, das den bezeichnenden Untertitel „Aus den Poesieblättern eines fahrenden Lautensingers“ führt. Es sind wirklich die lyrischen Weisen eines modernen Spielmanns und eines mit offenen Augen und Sinnen schauenden und genießenden Lebenswanderers, die uns da dargeboten werden; aber es ist doch vielleicht auch noch etwas mehr. Mit erstaunlicher Sicherheit arbeitet der vielumtriebene Autor an der stetigen Herausarbeitung seines Künstlerwesens und der dazu notwendigen dichterischen Ausdrucksmittel. Da oder dort tut er vielleicht im Streben nach reiner, persönlicher und adäquater Form des Guten schon fast etwas zu viel — er wird sich zu hüten haben vor der Gefahr, einer Manier anheimzufallen: es wäre schade, wenn er sein primitiv Ursprünglichstes, sein tief Inniges darüber

einbüßen oder auch nur schmälern sollte, denn gerade dort liegen meines Erachtens die echten und stärksten Wurzeln seiner Kraft. Eine stattliche Anzahl auch dieser neuen Lieder zeigen den ganzen Zauber geschulter, feinsten Beobachtungskunst, so daß man sie sich nicht andersgeartet wünschen möchte; es gehören besonders einige der reizvollen Stimmungsbilder aus den „Bilderböglein“ oder aus den Gruppen „Helle Nächte“ und „Herbst“ hierher, die uns das bunt wechselnde Interieur eines übervollen Dichterherzens in kostbaren Bekennnissen verraten. Das eigentlich Sangbare und Liedhafte aber bildet Kern und Krone der Roellis'schen Lyrik, mag sie sich in der volksliederartigen Lautenspielweise oder im künstlerisch gesteigerten Reflexionsgedicht offenbaren. Empfindungsfülle, Erfindungsreichtum und anschaulicher Formsinn suchen sich in harmonischer Verkettung zu einem schönen Kunstgebilde zu gestalten; sie sind erfolgreich bestrebt, einen vollgültigen, unvergleichlich poetischen Dreiklang auszulösen, und sie werden es, dessen sind wir überzeugt, in künftigen Gesängen noch immer voller, reicher und reiner tun! Auch dieses neueste Bündel Verse birgt eine Reihe köstlichster Verheißungen, soweit sie nicht schon zu Erfüllungen gediehen sind, wie etwa die eigentümlich bestrickende, ruhevollere Weise des Mondliedes:

Der Mond kommt in mein Zimmer,
 Und die dunkeln Wände
 Haben einen leisen Schimmer.
 Ich lege meine Hände
 In das Licht, das kostbar ruht,
 Und fühle, wie es tiefer sinkt
 Und wie mein dunkles heißes Blut
 Aus seiner hellen Kühle trinkt.

oder die elegisch-schwermütigen, schlichtinnigen Herbstzeilen:

Die Sterne gehen still und ohne Träume
 Und neigen sich zu einem Wiesenrand
 Und streifen hell die runden dunkeln Bäume,
 Und dahin trage ich mein trauriges Gewand —
 Und sieh, die Sterne schwingen daran gerne,
 Es ist ein Schimmern wie von Glockentönen,
 Die leise Abende und leise Ferne
 Und Schritte letzter Wanderer verschönen.

Den Freunden volkstümlicher Lieder, die, zur hellbebänderten Laute gesungen, Herz und Sinn erfrischen, legen wir als wertvolle Bereicherungen Roellis „Wiege-

²⁾ Zürich, Art. Institut Drell Füßli, 1915.



Jeannette Gauchat (1871—1915).

Kapallo. Delgemälde.

„Liedli“ und die temperamentvollen „Soldatelieder“ der Abteilung „Singsang“ nahe, während sich der Liebhaber aparter Genre- und Stimmungsdichtung etwas eingehender in die „Brücke“, das „Lied an dich“ und die „Kammern der Seele“

vertiefen mag und auch dort fast überall stille und verschwiegene Perlen entdecken wird; dem Spender der zarten, anmutigen Blätter aber sei noch ein besonderes Wort des Dankes und der Ermunterung vergönnt. (Fortsetzung folgt).

Höhlenbären, die ältesten Bewohner der Rigi (Funde aus der letzten Zwischen-Eiszeit).

Mit drei Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Von den Bergen am Vierwaldstättersee übt die Rigi von altersher einen eigenen Reiz auf den Beschauer aus. Merkwürdig in Form und Aufbau ist sie seit langer Zeit ein beliebtes Wanderziel. „Königin der Berge“ wurde sie einst genannt, ein Lob, das ihr begeisterte Berggänger noch heute zuerkennen. Ihren Namen hat sie wahrscheinlich von den deutlich sichtbaren Felsbändern, „Riginen“ genannt.

Geologisch ist die Rigi interessant. An der Grenze zwischen Kalk- und Molasse-

gebirge gelegen, ist sie aus einem Konglomerat der sog. Nagelfluh gebildet. Die bunte Nagelfluh fällt durch ihre rötliche Farbe schon von weitem in die Augen. Zur Eiszeit ragte die Rigi einer Insel gleich zwischen zwei mächtigen Gletscherarmen auf. Zahlreiche erratische Blöcke sind Zeugen hiefür. Sie reichen auf der Südseite bis 1120 Meter und auf der westlich gelegenen Seebodenalp noch 1020 bis 1030 Meter. Hier sind sie zu einer Moräne zusammengehäuft. Zahlreiche Berg-